

## 5. Und die hauptamtlichen Seelsorger?

Das Engagement der Seelsorger besteht in vielen Informationen, Anregungen, theologischen und pädagogischen Einführungen in die Gruppentreffen und vor allem in ihrem Dasein, wenn jemand kommen will, wenn jemand anruft, wenn eine Familie einlädt und mehr Kontakt sucht. Firmung im Sinne der missionarischen Evangelisation ist eine gute Brücke zu vielen Menschen, die in dieser Zeit an die Oberfläche der Kirche „auftauchen“.

Ich bin dankbar, daß es diese Möglichkeit gibt, junge Menschen einzuladen zur Gottesdienstgestaltung, zur Vorbereitung des Kreuzweges, der Tauffeier, einer Maiandacht, des Missio-Festivals oder einer Kaffeeaktion an Erntedank oder beim Weihnachtsbazar. Zum persönlichen Gebet und Einsatz hinzu kommt für mich die Freude, viele neue Menschen kennenzulernen und ihnen eine Zeit lang nahe sein zu können im Glauben, getragen von der persönlichen Beziehung.

## 6. Leben und Freude in den Gruppen

In diesen Gruppen kommt eine große Freude auf am Wandern und Singen, am Radeln und die Heimat kennenlernen, beim Johannisfeuer dabei zu sein oder das Patrozinium zu feiern, beim Krankentag mitzuhelfen oder mit den Kindergartenkindern zu spielen. Diese jungen Menschen verstehen es wieder, in großer Freude miteinander zu feiern und zu tanzen, sie besuchen später aus dieser Gruppenerfahrung heraus z. B. den Tanzkurs der Verbundpfarrei (bis zu über 100 Jugendliche pro Jahr im Tanzkurs!). Die Anwärmphase der Firmvorbereitung eröffnet vielen das Gemeinschaftserlebnis des Glaubens, das sie nicht mehr aufgeben wollen. Wenn die Firmung und einige Treffen und Feiern hernach einen tiefen Eindruck hinterlassen, ist die Basis gegeben für die weitere Jugendarbeit im Bereich der Gruppen, Seminare, Filme und Fahrten.

Insgesamt bin ich, was die Vorbereitung auf Taufe und Firmung angeht, ziemlich erwartungsvoll und absichtslos geworden und versuche, ganz am Anfang (bei Null)

anzufangen und keine Voraussetzungen zu machen. Das Interesse dabeizusein genügt mir als Glaubensbereitschaft. Ich brauche nicht die Bereitschaft eines Menschen zu messen und zu beurteilen, wenn ich selber daran glaube, daß Gott in seiner Liebe nichts fordert, sondern alles schenkt. Ich sehe die Vorbereitungszeit als Impuls für einen Neueinstieg, zugleich als Einübungszeit und als Krise, d. h. Zeit der Entscheidung. Ich persönlich akzeptiere auch das passive Mitgliedsrecht in der Kirche auf Grund der Taufe. Ziel der Taufe und Firmung ist nicht nur die Aktivität in der Gemeinde — der Geist wirkt in allen. Die Firmung ist der gegebene Anlaß, den Glauben auch vom Wissen und Einfühlen her zu vertiefen und alle menschlichen Kräfte so wachzurufen, daß der Geist sich entfalten kann. Auch wenn diese Art der Vorbereitung viel Zeit und Kraft verlangt, ist sie mir das alles wert. Denn gerade da zeigt die Kirche am Ort, daß sie „evangelisch“ ist im Sinne der missionarischen Verkündigung an jedermann, und indem sie sich selber ganz einbringt, wird sie Kirche als das „Salz der Erde“ und „Licht der Welt“.

## Paul Weiß

### Elterngespräche im Rahmen der Erstkommunionvorbereitung

*Wurde im vorausgehenden Beitrag über die Erfahrungen mit Tauf- und Firmgruppen berichtet, durch die eine wesentliche Verlebendigung der Gemeinde geschieht, so haben für die Pfarre Wien-Machstraße, die ebenfalls in einem großen Neubaugebiet liegt, die Elternabende vor und während der Vorbereitung der Kinder auf die Erstkommunion eine ähnliche Bedeutung. Auch in dieser Gemeinde wird der wohl pastoral richtige Weg beschritten, die Erstkommunion zum Anlaß zu nehmen, den Eltern eine Begegnung mit dem Glauben und mit der Gemeinde zu ermöglichen und sie nicht durch Verweigerung der Erstkommunion vor den Kopf zu stoßen.*

Sicher ist in allen Pfarren die Situation in der Erstkommunionvorbereitung der Kinder etwas anders gelagert. Dennoch dürfte sie in vielen Großstadtpfarrern in folgenden Punkten übereinstimmen:

1. Ein Großteil der Eltern der Erstkommunionkinder (in unserer Pfarre mehr als die Hälfte) nehmen am Gottesdienst und am übrigen Leben der Pfarre nicht teil, kommen bestenfalls (auch das nicht alle) zur Erstkommunionfeier.

2. Die Kinder gerade dieser Eltern werden auch nicht mehr zum Gottesdienst geschickt. Teils halten diese Väter und Mütter dies auch nicht für die Kinder wichtig (sind insofern konsequenter als frühere Generationen, die Gott noch als Erziehungshilfe verwenden wollten). Teils wollen sie sich ihr Sonntagsprogramm (den längeren Schlaf, den Ausflug) nicht stören lassen. Dies wird auch durch eine oftmalige Aufforderung im Zusammenhang mit der Erstkommunionvorbereitung kaum anders. Manche Kinder sehen erst bei einem Kirchenbesuch im Rahmen einer Vorbereitungsstunde zum ersten Mal die Kirche von innen, weil sie auch zu den Schulmessen nicht kommen.

3. An diesem Zustand ändert sich auch nach der Erstkommunionfeier nicht viel. Für einen großen Teil bleibt die erste Kommunion auch die letzte. Selbst bei sehr gründlicher Vorbereitung unter Mithilfe einiger Erwachsener kommt die Pfarre gegen das Beispiel und den Druck des Elternhauses nicht auf. Bei der großen Zahl der Kinder ist der persönliche Kontakt, der dafür nötig wäre, gar nicht möglich.

In diesen vielen Fällen dennoch die Erstkommunion zu spenden, scheint dem Sinn und der Würde des Sakramentes zu widersprechen. Es ist fast wie ein Ausverkauf zu Schleuderpreisen, was da geschieht. Wir dürfen uns nicht wundern, wenn diese Kinder später als Erwachsene selbst wieder die Erstkommunion für ein Kinderfest halten, für religiöses Brauchtum. Was damit gemeint ist, konnten sie ja nicht erleben: es fehlte die gläubige Erwachsenengemeinde (die ohne innere und äußere Teilnahme wenigstens eines Großteils der Eltern gar

nicht entstehen kann), in deren Eucharistiegemeinschaft die Kinder bei der Erstkommunion aufgenommen werden sollten.

In dieser schmerzlichen Situation sind zwei Alternativen denkbar:

1. Strenge Maßstäbe bei der Zulassung zur Erstkommunion:

Teilnahme der Kinder und zumindest Interesse der Eltern am Gottesdienst als Voraussetzung. Die Eltern müßten wenigstens regelmäßig das Kind zur Messe schicken, wenn dieses aus eigenem (was in dem Alter noch kaum möglich ist) zur Erstkommunion gehen wollte.

Dafür spricht:

Achtung vor der Würde des Sakramentes, Schaffen entsprechender Voraussetzungen, um es überhaupt zu verstehen.

Dagegen spricht:

Diese Menschen können nichts dafür, daß sie durch eine unzulängliche Praxis der Kindertaufe ohne Glauben in die Kirche aufgenommen wurden. Sie würden eine plötzliche Änderung des Vorgehens notwendig als Schikane mißverstehen („Bisher ging es auch so“). Man würde auf ihren Rücken die Folgen früherer Fehlentwicklungen austragen, für die sie nicht verantwortlich sind (Massenkirche ohne personale Gemeinschaft usw.).

Man könnte gerade in den unüberschaubaren anonymen Großstadtpfarrern die Teilnahme am Gottesdienst nicht feststellen. Es käme notwendig zu Ungerechtigkeiten. Außerdem ist eine Kontrolle nach einer Namensliste fast ein Hohn, wenn der einzelne ja gerade persönlich bekannt sein sollte, so daß er den anderen eben wirklich fehlt, wenn er nicht da ist.

Schließlich ist noch ein starker gesellschaftlicher Druck vorhanden, an der Erstkommunion teilzunehmen, der erst gebrochen werden müßte. Dazu ist eine einzelne Pfarre keineswegs imstande, vor allem nicht in der Großstadt, in der Kinder aus mehreren Pfarren dieselbe Schule besuchen.

2. Keine radikale Änderung der Praxis selbst, aber eine ernsthafte Auseinandersetzung über den Sinn und die Vorausset-

zungen des Sakramentes vor allem mit den Eltern der Kinder.

Dafür spricht:

Die Mängel der ersten Lösung werden vermieden.

Ohne Gegenaffekte zu wecken, soll den Eltern als Erwachsenen ein Zugang zum Verständnis des Sakramentes vermittelt werden.

Wenn überhaupt, können nur so auch die Kinder wirksam erreicht werden: Das Beispiel der Eltern ist praktisch unersetzbar. Sie sind die wichtigsten Kontaktpersonen der Kinder, die sich mit ihren Fragen an sie wenden. Die Kinder müssen zumindest spüren, daß die Eltern wissen, was mit Kommunion gemeint ist, sie für durchaus sinnvoll halten und ernst nehmen.

Dagegen spricht:

Es bleibt die Gefahr, daß viele Eltern die entsprechenden Bemühungen nur über sich ergehen lassen, damit das Kind zur Erstkommunion gehen kann. Dies läßt sich nur durch eine entsprechend gute Gestaltung der Elternabende usw. einigermaßen — aber nie ganz — vermeiden.

In unserer Pfarre (Wien—Machstraße) haben wir uns für die zweite Lösung entschieden. Wir halten es dabei wie folgt:

Den Kinderstunden *vorausgehende* Elternabende

Statt wie früher mit den Vorbereitungsstunden der Kinder schon im November zu beginnen, machen wir im Herbst mit den Kindern selbst nur einen halbtägigen Ausflug (zum Kennenlernen), der am Schluß in das Pfarrzentrum führt. Die Kinderstunden fangen erst Jänner/Februar an. Dafür beginnt schon im Herbst die Vorbereitung mit den Eltern. Alle Familien werden persönlich besucht, und die Eltern zur ersten „Serie“ der Elternabende im November eingeladen. Es sind bei etwa 150 Kindern drei Abendtermine zur Auswahl und ein Ersatztermin am Samstag vormittag vorgesehen. Die Eltern werden auf die Wichtigkeit ihres Beispiels und Einflusses hingewiesen. Sie haben ja bei der Taufe ihres Kindes eigentlich versprochen, sich

um die christliche Erziehung zu sorgen. Es wird aufmerksam gemacht, daß die Teilnahme wenigstens eines Elternteiles an einem dieser Elterngespräche oder die Bereitschaft für ein entsprechendes Gespräch daheim die Voraussetzung für die Anmeldung der Kinder zur Erstkommunion ist. Auch die weiteren Termine der Elterngespräche (im Dezember, Jänner, März und Mai) werden bekanntgegeben.

Dadurch, daß drei Elterngespräche vor Beginn der Kinderstunden stattfinden, wird den Eltern deutlich, daß diese Gespräche nicht nur eine Begleiterscheinung, sondern die tiefere Grundlage der Vorbereitung der Kinder sind. Während früher die Elternabende zu 1/3 besucht wurden, kommt es jetzt zu einer bis zu 100%igen Teilnahme. Freilich empfinden es manche als „Erpressung“, daß sie wegen der Erstkommunion ihrer Kinder zu diesen Gesprächen kommen sollen: „Mein Kind geht ja zur Erstkommunion, nicht ich.“ „Zu meiner Zeit gab es das nicht.“ Sie drohen mit Kirchenaustritt, Beschwerde beim Bischof. Bei vielen hilft der Hinweis auf die Bedeutung des Elternhauses in der Erziehung, vor allem in Bereichen, die über bloßes Wissen hinausgehen, weil sie den ganzen Menschen betreffen. Die Bereitschaft zu einem eigenen Gespräch daheim wird auch manche Affekte lösen. Aber dennoch kann es bei den Hausbesuchen oder auch bei den Elterngesprächen selbst zu heftigen Auseinandersetzungen kommen. Ohne eine gewisse „Rückendeckung“ durch den Bischof wird sich daher eine solche Praxis nicht einführen lassen. Am besten wäre natürlich ein einheitliches Vorgehen in allen Pfarren der Stadt.

Der beste Weg, solche Einwände bald und auf Dauer verstummen zu lassen, ist eine interessante und das Wesentliche treffende Gestaltung der Elternabende. Irgendwelche Lichtbildvorträge vom Leben der Pfarre werden nicht als Grund akzeptiert werden, einen oder mehrere Abende zu opfern. Diese Gestaltung der Gespräche könnte natürlich viel besser sein, wenn entsprechende Fachleute ein Konzept ausarbeiten und die nötigen Medien (Film, Dias, Tonbänder, Bildtafeln) herstellen

würden. Damit ist die einzelne Pfarre personell und finanziell überfordert. Aber dieses Ideal läßt sich nicht verwirklichen, solange nicht alle die Notwendigkeit sehen und eine gemeinsame theologische Konzeption (Kirchenbild, Sakramentenverständnis...) vorhanden ist.

Aber auch die beste technische Vorbereitung solcher Abende ersetzt nicht die persönliche Begegnung mit gläubigen Menschen anläßlich dieser Elterngespräche. Diese sollte nicht nur mit dem Priester oder anderen hauptamtlich in der Pfarre tätigen Personen erfolgen, sondern mit möglichst vielen Angehörigen der Pfarrgemeinde im engeren Sinn, also überzeugten Christen, welche die volle Verantwortung für das Leben und Wirken der Pfarre mittragen (Pfarrgemeinderäte, Angehörige von Runden, die apostolisch wirken wollen usw.). Nur so ist das persönliche Gespräch mit den Eltern möglich, nicht nur ein Vortrag. Auch wird der Eindruck vermieden, daß der Priester nur von Berufs wegen so spricht; er wird als Glied einer Gemeinde erlebt, die aus Menschen besteht, die auch Familie und Beruf haben wie die erschienenen Eltern selbst. Die sind sehr erstaunt, wenn sie im Gespräch hören, daß diese Frau oder der Herr an ihrem Tisch schon einmal gepredigt hat u.ä.

Diese Elternabende sollen 1 bis höchstens 1½ Stunden dauern und möglichst abwechslungsreich sein: Einstieg ins Thema, Tischgespräch, gemeinsame Diskussion, Kurzvortrag, eventuell nochmals Diskussion. Getränke auf den Tischen mit etwas Salzgebäck o. ä. lockern die Atmosphäre und fördern damit die Gesprächsbereitschaft. Manche werden nach dem offiziellen Schluß noch bleiben wollen, um weitere Fragen zu besprechen.

Die Themen der Elternabende

Wir haben folgende 5 Elternabende gearbeitet (November, Dezember, Jänner, März, Mai):

1. „Wozu Kirche?“

Straßeninterviews zum Thema (Tonband)  
Tischgespräch, gemeinsame Diskussion

Kurzvortrag: Sehnsucht des Menschen nach einem Leben in Liebe.

Christliche Liebe ist mehr als Anständigkeit.

Die Kirche ist der Ort, an dem diese Liebe wirksam wird.

2. Kirche gestern—heute—morgen

Bildbetrachtung Gottesdienst vor dem Konzil — nach dem Konzil (Dias)

In Tischgesprächen werden die Unterschiede in den äußeren Formen und im Kirchenbild herausgearbeitet:

früher:

Trennung Altarraum — Bereich des Volkes (Spaltung Sakral — Profan)

Trennung Klerus — Laien (Priesterkirche)  
Nebeneinander statt Miteinander (Individualismus)

heute:

ein gemeinsamer Raum (Heil in der Welt)  
alle feiern mitsammen (Gemeinschaft)

Zusammenfassung in einem Kurzvortrag  
Betonung, daß Ziel noch lange nicht erreicht

Kirche heute ist Kirche im Übergang

3. Wie die Christen leben

Beispiel von guter Hausgemeinschaft, wie sie normalerweise nicht gelingt.

Tischgespräch darüber, warum nicht solche gute Nachbarschaft bzw. nur aus Not.

Kurzvortrag:

Die Angst, zu kurz zu kommen, hindert uns an der Liebe

Jesus zeigte: Im Glauben an Gott ist diese Angst überwindbar.

Die Christen lassen sich darauf ein.

Stundenbilder der Kinder bis Ostern.

4. Wie die Christen feiern

Beispiel eines Zeichens der Liebe in der Ehe.

Vergleich mit Zeichen Jesu beim Abendmahl (Tischgespräch)

Kurzvortrag:

Liebe Jesu an alle bis zur Hingabe, von Liebe Gottes getragen, Zeichen derselben und Zeichen von Jesu Gegenwart unter uns.

Stundenbilder der Kinder bis Pfingsten.

5. Der Glaube der Erwachsenen:

Tischgespräch über die Frage, warum man sich ein Kind wünscht

Kurzvortrag:

Einem Kind aus Liebe das Leben schenken, setzt Glauben voraus.

Diesen weitergeben. Versprechen der Eltern bei Erstkommunion.

Liedprobe

Technische Mitteilungen

Die Elternabende bzw. -gespräche waren durchwegs sehr fruchtbar und wirkten sich auch spürbar auf das Interesse und das Verständnis der Kinder in der Vorbereitung aus. Vor allem bewährte es sich, daß die Eltern genau wußten, was in den einzelnen Stunden der Kinder besprochen wurde.

## **Teodoro Helmut Rohner**

### **Vom Sakramentenempfang als „Pflichterfüllung“ zu den Basisgemeinschaften**

#### **Erfahrungen aus der brasilianischen Basis**

*Sind Basisgemeinschaften nur theoretisches Geschwätz, oder sind sie tatsächlich die Chance für die Kirche und für die Menschen in vielen Ländern insbesondere der Dritten Welt? Auch der Verfasser glaubt, daß eigentlich erst zaghafte Versuche gemacht wurden und daß sie zudem den Christen von den Kirchenleitungen mehr oder weniger aufgedrängt wurden. Sein eigener Bericht zeigt aber, wie lebendig und lebensnah solche Basisgemeinschaften sind, wengleich sie noch stärker von der Basis her entstehen könnten und sollten. — Wie die Beiträge von F. Lobinger<sup>1</sup> mündet auch dieser Bericht in die Forderung nach der Priesterweihe der besonders geeigneten und fähigen Gemeindeleiter.* red

In Europa denkt die Kirche trotz des vielbeschworenen „Priestermangels“ immer noch äußerst klerikal. Es wird auch noch sehr allgemein angenommen, daß nur aka-

<sup>1</sup> „Die Gemeinde kann mehr leisten als wir meinen. Gemeindemodelle in Südafrika“ sowie „Die Weihe bewährter Laien für den priesterlichen Dienst“, in: *Diakonia* 6 (1975) 131 ff und 257 ff.

demisch gebildete Priester für die Kirche unserer Tage brauchbar seien. Eine solche Sicht verbaut den Horizont für das rechte Verständnis dessen, was heute in Südamerika im Werden ist. Ganz anders ist die Situation in Lateinamerika.

Im folgenden biete ich weder eine theoretische Analyse der Basisgemeinschaften noch eine Darstellung verschiedener, bereits verwirklichter Typen von Basisgemeinschaften. Ich versuche vielmehr, konkret zu schildern, wie die bereits bestehenden Basisgemeinschaften in dem von uns seit 4 Jahren betreuten Gebiet *in der Praxis* aussehen.

#### *I. Entstehung der Basisgemeinschaften in unserem Gebiet*

Das Gebiet und seine Bewohner

Wir, ein katholischer Priester, eine Pastoralhelferin und eine evangelische Diakonisin haben ein Gebiet von etwa 590 km<sup>2</sup> im Innern des Staates Maranhão, im unterentwickelten Nordosten Brasiliens zu betreuen. Die Bevölkerung des Gebietes zählt ungefähr 30 000 Einwohner. Davon leben 4—5000 in der — sehr ländlichen — Stadt und die übrigen 24—25.000 in etwa 60 kleinen Dorfsiedlungen auf dem Lande. Die Wegverhältnisse sind katastrophal. Das Bildungsniveau ist äußerst niedrig, nur ein sehr geringer Prozentsatz der Bevölkerung ist alphabetisiert. Etwa 90% aller Einwohner sind verschuldete Reisbauern, die zwar selbständig arbeiten, aber kein eigenes Land besitzen. Der Rest sind Händler, Viehzüchter, Handwerker, Beamte und Politiker.

Der neue Anfang — Ungenügen an der „desobriga“, der Pflichtentledigung bezüglich der Sakramente

Schon lange empfanden die italienischen Kapuziner, die unser Gebiet jährlich einmal besuchten, die traditionelle „desobriga“ als unzulänglich. „Desobriga“ bedeutet, sich einer Pflicht zu entledigen: Die Gläubigen entledigten sich der Pflicht des jährlichen Sakramentenempfanges, und der Priester entledigte sich der Pflicht der Sa-